

Unser Planet.

B l ä t t e r
f ü r

Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

N^o 4.

(VII. Jahrgang.)

D i e n s t a g , den 5. Januar.

1836.

Ein

W e i n a c h t s f e s t i n R o m .

(Fortsetzung.)

Livia, die Gattin des Präfecten Stefano Cenci, eine kleine, untersezte feurige Frau, brach endlich das Schweigen und sagte zu Jemengard: aber Ihr sprecht auch gar nicht, arme Gräfin! Ihr weint nicht einmal!

»Gräfin« nennt Ihr mich! entgegnete Jemengard, erröthend und mit Bitterkeit im Antlitz; o ich verstehe — auch Euch bin ich schon eine Geschiedene, eine Witwe, die man wieder nach dem Rang ihres Vaters benennt; auch Euch bin ich keines Bischofs Weib mehr, und mein Kind ist eine Waise, und sein Name Burcard ein Schandname für ihn. O wehe über die Welt! Zu wem soll ich rufen um Hilfe? O ich möchte sagen, es ist umsonst, Gott zum Freunde zu haben, wenn die Menschen uns nicht Freunde sind; denn im menschlichen Geschlechte wie begraben leben wir, und regt sich in menschlichen Herzen um uns nicht der Gott, der allgegenwärtige Gott, der doch in ihnen lebt, und in ihnen gleichsam ermordet wird, so hört uns der blaue unendliche Himmel nicht, und die Sterne des Nachts und die Sonne am Tage, nicht Wind und Wärme und Frühlingsblühen und Säuseln! Wie sind verloren, wir Menschen sind ohne Menschenhilfe verloren. Doch wo wahre Menschen leben, da ist auch Gottes- und Menschenhilfe, Gotteshilfe durch Menschenhand, Gottesweisheit durch Menschenfönn! Und bin ich hilflos, sind es Tausende mit mir, so sind diese Gestalten hier keine Menschen! von Gott verlassene Menschen! Nichtswürdige, die Gott richten wird, Elendere, als ich und Alle, die durch sie in die Erde getreten werden — aber dennoch bin ich elend, und nur an einem Orte, wo ich nicht mehr bin, da kann ich seyn, nur im Grabe, nur in der Erde, die alle die Unglückseligen verbirgt, seit langer, langer Zeit, und ach, gewiß noch lange, lange!

Aber auch diesen Schmerz verbirgt sie mit mir in ihrem Schooß. Nur meinen holden lieben Knaben kann ich nicht lassen! Er muß sich mit mir in die Erde retten, aber in meinen Armen. O Weib, rief sie begeistert, siehe, wie er mich anblickt! O Mutter, siehe, wie er mich anblickt! O Mutter, siehe, wie er vor mir stehend mit seinen kleinen Armen mich umhalsset, wie er mich drückt, daß ihm die Locken schüttern und daß er ganz roth wird, bis an die Stirn! O, die Liebe im Elend scheint ein Trost, aber sie ist nur herzzerreißende Qual!

So höre ich Euch gern! armes Weib, liebe Frau Bischofin! sagte ihr Livia. Gern, meine ich, weil Ihr Euch doch das Herz erleichtert. Schmäht; klagt an; zürnt; brütet Rache, nur schweigt nicht, verschweigt nicht unmenschlich, was Euch zu Boden drückt. Ihr habt geklagt, und Ihr kommt mir wieder menschlich vor, als ein Weib. Und hört, hört wohl: Nicht alle Menschen sind dem Unglücklichen gottlos, erbarmungslos, nein, es gibt auch gottvolle, gottweise, gottthätige, gottkräftige Menschen, die für die Elenden fühlen, denken, entschließen, handeln. Wahrlich, säßen wir hier so allein, ohne die Tausende gleich Unglücklicher umher, aber auch ohne die Millionen vernünftiger und kraftvoller Männer, deren Herzen für sie bereit schlagen, dann, dann wollt' ich mit Euch verzweifeln! Aber gebt Euch nicht auf! Gebt die Hoffnung nicht auf! Wer hofft, sagt mein Cenci, der hat noch Kern, Leben, Geist, Vernunft und Kraft, der fühlt sie über sich, um sich, in sich; der Gute muß hoffen und kann es allein; wer ohne Hoffnung lebt, und war's in der Hölle, den muß ich verachten! An dem ist kein gutes Haar, in dem fließt kein guter Tropfen Blutes mehr! Den hat der Teufel besiegt, der ist des Teufels! So sagt er.

Jemengard sahe Livia groß an. Aber sie schüttelte ihre blonden Locken und sprach: hört und sagt, Wer mir noch hilft aus Noth und Schande, oder blos aus der Schande, denn die Schande ist die größte Noth — und

mit hilfe, so lange ich noch lebe. Im Tode freilich wird uns Allen ein Anderer helfen, das weiß ich, darum eben will ich ja weg von dieser wahnsinnig gemachten Erde! weg aus dem verrathenen, gepeinigten Vaterlande! Ich habe es wollen verschweigen; aber Ihr seyd ein Weib, so mögt Ihr es hören.

Sie hielt einige Zeit inne, wie um Athem oder Muth zu schöpfen, dann blickte sie starr zur Erde und erzählte der Freundin. Gestern morgen zog ich mich sauber an, ja ich pugte den kleinen Knaben, denn ich hoffte vielleicht doch endlich meinen Mann wo zu sehen; hoffte, daß er uns doch vielleicht aus seinem Kerkerfenster sähe; und als ich leise fortgeschlichen, bat ich den armen kleinen Otto, ja mit scharfen Augen recht aufmerksam in alle solche kleine Maueröffnungen zu sehen, in welchen eiserne Gitter wären; nicht in die hellen Scheiben der großen belebten Paläste! So führte ich ihn an der Hand, ich kaufte ihm unterwegs einige Drangen und geröstete Kastanien in sein Täschchen. So gingen wir, die belebten Straßen vermeidend, und kamen vor den Palast am Lateran, nicht weit von hier. Der Kleine hatte nach allen Fenstern sehend, das Köpfchen in die Höhe getragen, und war mir an der Hand gehalten, dennoch gefallen. Es hatte geregnet. Er war naß. Ich trat in eine Thür des Lateranischen Palastes und wuschte ihm sein rechtes Händchen ab, sein rechtes Knie und die rechte Seite trocken. Da umringen uns nach und nach eine Menge lustige, freundliche, wohlgekleidete Weiber. Denn es waren Weiber, es waren junge, mitunter schöne Mütter, mit allerliebsten kleinen Kindern auf dem Arm, oder an der Hand; ja mehrere hatten das Kleinste auf dem Arm, oder säugend an der wenig verhüllten Brust, und das Größere an der Hand, oder es hielt sich doch an die Kleider der Mutter an. Sie aßen allerhand Gebäckes, wie es die Nonnen sehr schmackhaft in den Klöstern zu bereiten verstehen, und aus langer Weile oder zum Vergnügen für sich und Andere täglich frisch backen. Sie hatten die Taschen voll, und fütterten damit die Kinder so ergötlich! Ich sehe sie sehnsuchtsvoll und bewundernd, ihres Glückes und ihrer Freude wegen an. Da drängten sie sich gleichsam, auch meinem Knäbchen zu geben, das alle Taschen, alle Winkel an sich voll steckte, ja die Eine hing ihm ein ganzes volles, faubergenähtes Kindertäschchen um und freute sich herzlich an ihm. Sie liebkoseten den kleinen goldlockigen Fremden; sie fühlten sein weiches Haar mit zwei es reibenden Fingern, sie kniffen ihm zart in die Rosenwangen, sie knieten vor ihm, bewunderten die himmlisch blauen Augen, sie mußten es küssen! Sie hoben es empor, sie gaben es sich von Arm zu Arm; sie hießen es einen Engel! einen schönen kleinen Johannes, nur ohne sein kleines Kreuz; sie versicherten, schöner kann der aus den Windeln entlaufene Bambino der heiligsten Jungfrau Maria nicht gewesen seyn; und wo noch so! Sie fragten nicht erst, ob ich die Mutter sey, sie priesen mich glücklich, unaussprechlich glücklich. (Fortf. folgt.)

Rechtsstudien der Liebe.*)

Daß Liebes- und Rechtshandel viel Aehnliches mit einander haben, geht schon daraus hervor, daß die Themis, das Symbol der Gerechtigkeit, eben so blind dargestellt wird wie Amor. Dem Umstande, daß letzterer die Wage nicht hat, mag es zuzuschreiben seyn, daß die Liebe nicht genau Alles abwägt, aber so wie der Mangel des Pfeils bei der Themis daran Schuld seyn mag, daß die Justiz durchaus nichts Pfeilschnelles an sich hat; — doch wie sollen in eine genauere Vergleichung des Liebesprocesses mit den juristischen Studien eingehen, — wollen wir sehen, wie es uns gelingt.

Nach der ersten Liebeserklärung ruft der Liebende entzückt: ewig mein! Die Geliebte erröthet von Rechtswegen und flüstert: ewig Dein! Man sieht also, daß sich die Liebe in das strenge juristische Rechtsgebiet, in das Mein und Dein verliert.

Die Liebe hat ihr Naturrecht; denn die Geliebte behält bei jedem Streite natürlich recht. Ihr erster Act ist die Occupation eines herrnlosen Herzens, ihr Recht ist bereits so lange anerkannt, daß man es füglich ein Unrecht nennen kann, und da man die Verliebten ein glückliches Volk nennt, so muß die Liebe auch ihr Völkerrecht haben, worin sie ihre Theorien, über die bewaffnete Neutralität der Herzen, über Vereinigung zu einem Zwecke, über den verliebten Krieg und Frieden, auseinanderlegt. Das Verliebtseyn ist offenbar nichts Anderes, als ein deutlich ausgesprochener Unterwerfungsvertrag unsers ganzen Ichs, und kann daher ein Staatsrecht nicht entbehren, worin sie erörtert, auf welchem Wege man Eroberungen machen dürfe, welche Mittel man anwenden könne, sie zu befestigen, und welche erlaubte Hilfstuppen man zum Succurs anrufen solle. —

Die Liebe hat ihr Criminalrecht. Wer kann es leugnen, daß wir durch sie ewige Ketten tragen? Sie verhängt über uns ewigen Kerker, denn die Liebe hält uns gefangen, sie verurtheilt uns zum Tode, denn der Liebende lebt nur seiner Liebe und ist für alles Andere todt. Ja sie ist der strengste Criminalrichter, denn jeder Milderungsumstand gilt ihr im Gegentheil als ein Verbrechen, und eine Verjährung läßt sie nicht Statt haben; sie ist unbittlich bei einer Veruntreuung, erlaubt hingegen jeden Betrug und ist nachsichtlich bei Diebstahl und Brandlegung eines Herzens —

Liebe hat ihr römisches Recht, ist sie doch der Hauptinhalt der meisten Novellen, und was wäre das, worüber die Liebe ihre Glossen machen könnte. Sie ist eine ewige Fortsetzung der mores majorum, sie bildet die responsa prudentum über das große Räthsel unseres Lebens, sie ist ein köstliches Gewohnheitsrecht unseres Daseyns. Die ewige Treue ist die Nachahmung der Rechtsdichtung und die höchste Vollkommenheit des gelieb-

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes richtete sich nach der österreichischen Gesetzbuchordnung.
Anmerk. des Einsenders.

ten Gegenstandes eine praesumptio juris violenta. —

Nicht weniger hat die Liebe ihr kanonisches Recht. Sie ist die alleinseligmachende Kirche unseres Glücks, die Hierarchie unserer Neigungen, die goldene Aufhebungsbulle des Celibats; und man kanonisiert die Geliebte, denn sie scheint uns doch immer eine Heilige, mag sich die reife Ueberlegung noch so sehr als Advocatus diaboli dagegen erheben. —

Die Liebe hat ihr Lehnrecht, denn der Liebende ist ein Vasall und sein Herz ein aufgetragenes Lehn, worüber er dem andern Theile die Oberherrschaft darbietet, und sich selbst kaum das nughare Eigenthum vorbehält. —

Eine Wechselordnung hat die Liebe erst in neuerer Zeit angenommen. Heut zu Tage ist ein Wechsel in der Liebe ganz in der Ordnung. Die Compagnie »Stand und Reichthum« ziehen auf Schönheit und Herz; diese fühlen sich nicht angezogen und protestiren; da tritt die Vernunft, als Honorant auf und das nennt die Liebe, zwar unjuristisch, doch ziemlich richtig einen trockenen Wechsel. —

Die Liebe hat ihr bürgerliches, ihr Privatrecht. Man liebt nur so recht im Bürgerstande, und blos privatim. Die Liebe scheut die Deffentlichkeit. Das Gesetzbuch der Liebe beginnt ebenfalls mit dem Personenrechte, denn wir sehen vor Allem auf die geliebte Person, die wir zum Vermund unsres Herzens und Curator unserer Empfindungen machen. Im Sachenrechte zeigt die Liebe uns, was es für eine schöne Sache um's Lieben sey, wer redlicher und rechtmäßiger Besitzer eines Herzens, wie man den Besitz aufgibt, unter welchen Bedingungen man unrecht besitze; sie geht zum Eigenthum über und gibt uns einige Andeutungen, Andere von dem Eigenthum des Eroberten auszuschließen. —

Ob die Liebe ihr Pfandrechte habe, lasse ich dahin gestellt seyn, da es jungfräulicher Schüchternheit durchaus nicht zusagt, von Pfändern der Liebe zu sprechen. Die Dienstbarkeiten können ihr nicht fremd seyn, denn die Liebe ist ja die immer dauernde servitus oneris ferendi in unserem Leben. Das Erbrecht verbindet aber die Liebe mit dem Eherechte. Sobald Hymen erscheint, macht Amor sein Testament. —

Auf eben so festem Fuße gründet sich das Obligationenrecht der Liebe; hier gibt sie Vorschriften über die Gemeinschaft der Güter und Uebel, und kommt darauf zu den Verträgen, denn die Verträglichkeit ist der Hauptpunct in jeder Liebe. —

Mit besonderer Umständlichkeit behandelt sie die Voll-

macht, d. h. die volle Macht, die man über den lebenden Gegenstand erwirbt, den Tausch unserer Seelen und Gefühle, verwirft aber in der Gänge den Lohnvertrag, so wie die meisten entgeltlichen Verträge in der Liebe. Sanctionirt ist der Bestandvertrag, um die Liebe beständig zu erhalten, und auch den Glücksvertrag läßt sie gelten. —

Die Liebe schließt endlich ihr Gesetzbuch mit einem Tractate über Befestigung der Liebesrechte und Verbindlichkeiten. Sie kennt wenig von den Neuerungen, nicht einmal den Vergleich, denn das Object der Liebe wird unvergleichlich gefunden, und endigt endlich mit der Ersitzung und Verjährung. Hier ist es ganz besonders der Grundsatz »Alte Liebe rostet nicht,« von dem sie alle andern ableitet. —

Die Gerichtsordnung der Liebe läßt uns tief empfundene Klagen anstellen, sie läßt uns auch Einreden abfassen, denn was redet man sich nicht Alles in der Liebe ein. Die gewöhnlichen Beweismittel gehen auch hier nicht ab. Als das Vorzüglichste erklärt die Liebe ganz natürlich das Einverständniß; nicht minder wichtig sind die brieflichen Urkunden. Etwas in Mißcredit gesetzt ist die Beweisführung durch Eide, und völlig unsittlich der Zeugenbeweis; wahre Liebe flieht jeden Zeugen. Ein Blick zur rechten Zeit vertritt die Stelle des halben Beweises, und ein Händedruck tritt oft als Erfüllungseid hinzu. Sie zeigt uns, wie weit das weibliche Herz eine sichere Hypothek sey, wenn man sich in der Priorität befindet, wie lange man Gläubiger an weibliche Tugend bleiben dürfe, und welche die traurigen Folgen seyen, wenn die Schönheit einen allgemeinen Concurrs über sich eröffnen läßt. Kurz sie hält mit unserer Gerichtsordnung gleichen Schritt, und ist wesentlich von ihr nur dadurch unterschieden, daß in den Verhandlungen der Liebe die Freisprüche gar keine Rolle spielen, und daß zu Ende des Liebesprocesses, und zur Inrotulirung der Liebesacten Alles abgehalten wird, nur — keine Tagelohnung. Man appellirt an das Mitleid, und überläßt in letzter Instanz der Alles vermögenden Zeit das Urtheil darüber. Lust und Thränen, Lachen und Kummer erscheinen in den Gerichtskosten und mit später Reue zahlen wir nur zu oft die Taxe für ein vermeintliches günstiges Urtheil, und es ist leicht möglich, daß der Sieger im Streite nicht wenig, nur zu spät, Lust hätte, darüber das ganze Verfahren — eine Nullitätsbeschwerde einzubringen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im November 1835.

Seit geraumer Zeit ist jetzt wieder ein äußerst lebhaftes Treiben in der Residenz. Sammtlicher Adel ist von seinen oft sehr weit entlegenen Gütern zurückgekehrt, und schon rollen wieder die zahllosen, glänzenden Equipagen auf den Straßen, die

nun erst das wahre Gewühl einer großen Residenz zeigen. Jetzt besonders ist es ein fast feenhafter Anblick, Abends auf den weltberühmten Altabodplätzen unserer Stadt, den Boulevards von Wien, nämlich auf dem Graben und Kohlmarkt zu spazieren. Seitdem nämlich die ernstlichen Arbeiten für die

Gasbeleuchtung begannen, und nun bald vollendet sind, haben die meisten prachtvollen Boutiquen in dieser Gegend es für besser, anständiger und billiger befunden, sich dieser schönen Gelegenheit zu bedienen, und statt der kostspieligen, gebrechlichen und schmutzammelnden Dellampen, ganz einfache schöngeformte Röhren anschaffen zu lassen. Es ist kaum zu denken, welch' vortheilhaftes Licht im buchstäblichen Sinne diese Herren dadurch auf ihre Etablissements geworfen haben, denn gewiß wenn man sich die Heiligen von Einem Lichtschein verklärt denken kann, so muß es der des Gastlichtes gewesen seyn. Dieser helle intensive Glanz, der gleiche, beständige Strom, die hellen Formen, die Geruchlosigkeit und der Mangel an jedem Rauch machen die herrliche Erfindung zu einer wahren Wohlthat für die Menschen. Aber, ach! was gibt es auch unter den Menschen für Menschen. Sie haben kerngesunde Augen, ein Paar große Ohren — und dennoch hören und sehen sie nicht! und bringen einmal ein Strahl zu ihnen hin, so drücken sie geschwinde die Wimpern zu und rufen: weg mit Dir, Du Verführer, wir wollen Dich nicht. So gibt es manche Kaufleute, die noch immer ihr dürftiges Dellämpchen haben, und weil dieses noch ein paar Monate gut thut, und es so — Gewohnheits-sache ist, vor der entsetzlichen Neugierkeit ein Kreuz schlagen. Nun, habeant sibi!

Nächst der nahen Ziehung der Herrschaft Samokleski, welche am 26. d. M. also übermorgen stattfindet (und in solchen Zeiten grassirt immer bei uns ein heftiges Erwartungsfeber mit delirirenden Hoffnungen und klappernden Plänen) nimmt aber, und dieß vorzüglichster Weise, die nächst erfolgende Verlosung des Livoli Alles in Anspruch. Den Damen der ganzen Monarchie, und gewiß auch jenen ausländischen, die nur Einmal im Sommer hier gewesen, hüpfet das Herz schon vor Vergnügen, wenn sie nur von dem unübertrefflichen Livoli hören, um wie viel mehr, wenn sie es selbst gewinnen können! Und dann noch die Ablosung von 200,000 Fl. (höret! höret!) und die prachtvollen Nebengewinne, Silberausstattungen in der reichsten und elegantesten Fagon von dem kunstreichen Mayerhofer verfertigt, im Werthe von 10,000 Fl. Die ganze schöne Welt strömt zur Auslage hin, sieht, kann sich nicht satt sehen, und — kauft Loose in Menge. Dabei ist diese Lotterie so reisend schnell vor sich geschritten, daß sie schon lange dem Rücktritte entsagen konnte, und also gesichert ist! Viel mag sie auch dem höchst originellen Plane zu verdanken haben, nach welchem nur 90 Nummern (von 1—90) aber in verschiedenen Serien sind, so daß erst die Serien dann die Loosnummer gezogen wird. Und dabei ist der Preis eines Looses nur 5 Fl. (etwas über 3 Zhr.) und auf die Abnahme von fünf Loosen folgt das Sechste gratis! Gibt es was Lockenderes? Die Ziehung wird wohl erst im März stattfinden. Ich habe die Silberausstellung noch nicht gesehen, kann daher auch nichts Detaillirteres darüber sagen. Indessen wird sich hoffentlich wohl in der Folge manche Gelegenheit dazu ergeben.

Die Industrieausstellung ist nun bereits vorüber und geschloffen, und Aller Urtheil darüber ist einstimmig, daß noch selten

bergleichenes Vorzügliches in Masse gesehen worden sey. Da sieht man, wie die Sonne einer gütigen Majestät Kräfte reißt und entfaltet, die früher noch im Dunkel unbeachtet geblieben. Es war, so viel ich weiß, in d. Wt. bereits davon die Rede, wie mangelhaft das früher bestandene Privatinstitut war. Kein Wunder! nur kaiserliche Großmuth konnte solche Pracht und Liberalität entfalten. Die ganze Reitschule, dieser colossale Circus, der Redoutensaal, dann die bedeutenden Räume für die Hofwagen waren zu diesem Behufe hergerichtet worden. Wer früher die Localitäten gesehen hatte, der erkannte sie nicht wieder, mit so viel Geschmack und Eleganz war Alles in höchst prachtvolle Salons oder niedliche Boudoirs verwandelt worden. Ein wahrhaft feenhafter Anblick! Da zeigte sich erst, was Oesterreichs Industrie vermag, und daß sie keinen Vergleich mit einem andern Staate, selbst mit England nicht, zu scheuen brauche. Da sah man, wie wohlthätig eine Regierung wirke, die ihr schützendes, beförderndes Auge überall und gerne hinwendet. Fürst Metternich hat, wie man sagt, sich der Sache sehr warm angenommen, wie er überhaupt jedes wahrhaft edle und ruhige Streben befördert. Unbegreiflich ist es, wie ein einziger Geist so allumfassend wirken und schaffen kann.

Ungeheure Sensation macht hier die in der allgemeinen Zeitung angekündigte Schrift: Fürst Metternich und sein Jahrhundert, welche eine erschöpfende Uebersicht des für das politische Geschick unseres Erdballs so entscheidenden Wirkens des größten Staatsmannes enthalten soll. Ich hoffe sie nächstens lesen zu können.

Sonstige Lectüre gibt es bei uns nur wenig, die als neue Erscheinung, die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nähme. Von Brauntal sind „die Geopfertten“, ein Schauspiel, welches früher für das Hofburgtheater bestimmt, nun in jenem an der Wien gegeben werden soll, und „Shakespeare“, ein Drama, welches von der Hofbühne nicht angenommen wurde, in Druck erschienen. Die Stimmen darüber sind nicht einig, und mein Bericht würde daher um so unzuverlässiger seyn, da ich noch nicht zum Lesen derselben gekommen bin. Ferner erscheint ein Gesellschaft am Wasserglacié (im Winter!!!) mit Beiträgen von Küffner, Langer, Straube, Vogl, Hirsch, Schlesinger u. m. A. Die jährlichen Damenpüppchen in Goldschnitt, mit Gedichtchen, Novellchen, kommen nacheinander zur Welt — Alles wie gewöhnlich. Von Lember sind neue Novellen, recht ehrenwerthe Gäste erschienen (bei Tandler). Die Haas'sche Buchhandlung bringt tüchtige Geistergeschichten à la Spieß, so was Einem in langen Abenden recht durch Mark und Bein geht. Z. B. „Das Mädchen im Dornbacher Wald“ und „die Schicksale zweier Banditen“ aber die Leute haben auch ihr Publicum, und das in Menge, denn die Sachen gehen sehr gut. Saphir's italienische Reise wird mit Sehnsucht erwartet, wahrscheinlich wird er Italien nicht so gelbäugig*), wie der „flohgestachelte Nicolai“ betrachtet haben.

*) Ober unbefangen kritisch.